

Erinnerung an Dr. Paul Siegfried

Autor(en): Gustav Steiner

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1940

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/1e8b7c46-b864-436f-b2f9-600dd219db16>

Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform www.baslerstadtbuch.ch ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

Erinnerung an Dr. Paul Siegfried.

Von Gustav Steiner

Als Paul Siegfried am 5. September 1938 für immer die Augen schloß, da spürte wohl jeder, der ihn in persönlichem Umgang oder in seinen literarischen Arbeiten geschätzt hatte, daß hier ein Leben abgebrochen wurde, das nach menschlichem Ermessen seine Erfüllung noch nicht gefunden hatte. Mit dem Schmerz verband sich das zwiespältige Gefühl, daß der Tod zwar langjährigem Leiden ein Ziel setzte, daß aber auch Pläne und Hoffnungen auf ein tätiges, fruchtbares Wirken endgültig zerstört wurden.

Von dem Schriftsteller Siegfried soll hier die Rede sein. Er ist von der Persönlichkeit nicht zu trennen, und deshalb müssen wir in einigen Strichen den Lebensgang skizzieren. Den Gesamteindruck, wie er sich seinen nächsten Freunden eingeprägt hat, habe ich in den Abschiedsworten festgehalten, die in der Erinnerungsschrift abgedruckt sind. Dagegen sind seine einzelnen Arbeiten dort nicht besonders erwähnt, und Siegfried selbst hat in seinen Aufzeichnungen nicht von den einzelnen Werken, sondern nur von seiner Absicht und von dem Glück der Arbeit gesprochen. Er schreibt: «Ich habe seit meinem Rücktritte vom Amte mich mit dichterischen und geschichtlichen Arbeiten befaßt und einiges, in Buchform und in den Zeitungen, veröffentlicht. Ob mir dabei gelungen ist, etwas bleibend Wertvolles oder doch etwas den Mitmenschen Nützliches zu schaffen, das steht mir zu beurteilen nicht zu. Doch darf ich wohl sagen, daß ich mir wenigstens redlich Mühe gegeben, zugleich aber auch den Lohn meiner Anstrengungen in überreichlichem Maße in der Freude gefunden habe, die mir die Beschäftigung mit einer *geliebten* Arbeit bereitete, nachdem ich jahrelang unter dem Zwang einer *verhaßten* Tätigkeit gelitten hatte.»

Paul Siegfried wurde am 2. November 1878 als Kind des allgemein verehrten Appellationsgerichtsschreibers Dr. Traugott Siegfried in Basel geboren. Er verlor seine Mutter früh, genoß als einziges Kind eine wohlbehütete Jugend, so daß er auch später gern den Schwierigkeiten aus dem Wege ging. Für Kameradschaft und Freundschaft war er sehr empfänglich, aber er ging nie darauf aus, sich einen möglichst umfangreichen Kreis von Bekannten zu erwerben. Um so treuer schloß er sich dafür denjenigen an, denen er einmal seine Freundschaft geschenkt hatte. «Manch unvergeßliche Stunde studentischer Fröhlichkeit», schreibt er, «habe ich im Zofingerverein erlebt, und ihm haben fast alle meine wenigen, dafür aber um so treueren Freunde angehört, deren Besitz ich allezeit als eines der wertvollsten Güter meines ganzen Lebens geschätzt habe.» Er hütete geradezu mit Eifersucht seinen kleinen Kreis, ihn vor jedem Zuzug bewahrend. Hier konnte er sich in aller Unbefangenheit aussprechen, hier seinem Witz freien Lauf lassen. Je ungezwungener, um so erwünschter. Im alten «Helm» war er regelmäßiger Gast, und so sehr es ihm Vergnügen machte, in der «Historischen» hin und wieder «aufs Trapez zu steigen» und im Eiltempo einen Vortrag vorzulesen: er ärgerte sich doch jedesmal, daß die Vortragsstunde seiner Helmgewohnheit in die Quere kam und ihn das offizielle Nachtessen verhinderte, das Versäumte schnurstracks nachzuholen. Er fand als habitué den Ausweg, die Helmstunde vorzuverlegen. — Das Angenehme mit dem Nützlichen verbindend, nahm er, als er die Neu-jahrsblätter ausarbeitete, bald den, bald jenen Augenschein vor. Er war stolz darauf, das Gefecht von Dossenbach (Neujahrsblatt 1926) «zum erstenmal in allen Teilen abgeklärt zu haben». Dieses historische Ergebnis hatte er aber nicht nur unter freiem Himmel gewonnen, sondern hinter dem obligaten «Viertele», zu dem ihm der älteste Dossenbacher Bürger als Gewährsmann Gesellschaft geleistet hatte. — Sein ungekünsteltes Wesen machte ihm den Umgang leicht. Er selbst gehörte zu den Menschen,

zu denen man sich ganz einfach hingezogen fühlt. Seine natürliche Offenheit gewann unser Vertrauen, wie er als Mann durch sein selbständiges Wort, durch seinen bon sens, den Eindruck einer klaren und sichern Persönlichkeit erweckte. Auf dieser Fähigkeit, scheinbar ganz unbekümmert um die Meinung der «Maßgebenden» das Leben nach eigener Ueberzeugung einzurichten, beruhte nicht zuletzt die Wertschätzung, die ihm entgegengebracht wurde. Dem Gesellschaftlichen (das er als Zwang empfand) und Verbindlichkeiten ging er aus dem Wege, und wenn er sich auch immer mehr in die Heimatgeschicke Basels hineinlebte, bewahrte er doch einen weiten Zug, der über das Lokale hinausging — wie denn auch an seinen Fenstern neben der Wappenscheibe mit dem Baselstab und derjenigen mit dem eidgenössischen Kreuz auch das Wappen von Zofingen, in Rot und Silber, im Sonnenlicht leuchtete. Er war Zofinger Bürger. Der eidgenössische Oberst Siegfried, einst aargauischer Regierungspräsident, National- und Ständerat, war sein Großvater.

Durch das öftere Zusammensein mit dem Onkel, dem Dichter Walter Siegfried, wurde der heimliche Wunsch geweckt, selber literarisch tätig zu sein. Geschichte und Literatur waren seine Lieblingsfächer. Aber im Hinblick auf größere Möglichkeiten wandte er sich der Jurisprudenz zu. Unter dem Einfluß des Kriminalisten v. Liszt in Berlin machte er sich an die Ausarbeitung einer strafrechtlichen Dissertation und bestand in Basel — wie er sich ausdrückt: «ohne sonderlichen Glanz» — das juristische Dokorexamen. Da er finanzielle Sorgen nicht kannte, verbrachte er noch zwei volle Jahre im Ausland, in Frankreich und in Italien, lernte die Welt kennen und eignete sich die vollkommene Beherrschung der Sprachen an.

Obschon er zwei Semester in Berlin absolviert und die deutschen Städte bereist hatte: seine Bewunderung und Liebe gehörte den romanischen Völkern und ihrer Kultur. Er verstehe jetzt, schrieb er mir damals, daß «das schöne, einzige Paris» das Herz der Welt genannt werde. Mit der

Empfänglichkeit des Vierundzwanzigjährigen erachtete er es als einen Gewinn, «die Welt nun doch endlich unter einem andern als dem Basler Gesichtswinkel zu betrachten». Obschon er aber in der Ausführung dieses Gedankens seinen ganzen Spott ausgoß über alles Enge und Verhockte, angefangen mit den Familientagen, war er doch gescheit genug, den Wert der schweizerischen Heimat nicht gering zu schätzen, ihn sogar mit der Unerfahrenheit der Jugend in schlackenloser Reinheit, nur in den Lichtseiten, zu sehen: «Das Schönste an diesen Wahrnehmungen ist aber, daß einem die Heimat mit ihrer so großen, treuen, ehrenfesten Schlichtheit und Gediegenheit, mit ihrem traulichen Zauber, den eben nur die Heimat hat, zugleich immer lieber wird . . .» «Bon enfant», so kennzeichnet er damals schon den Franzosen, und seine Zuneigung ist mit den Jahren nicht geringer geworden, zusehends größer allerdings die Sorge um den Niedergang. — «O, les vilains chiffres», schrieb er schon damals, als durch die Volkszählung der Geburtenrückgang in Frankreich erschreckend deutlich ward.

Der klangschönen italienischen Sprache gab er vor der französischen noch den Vorzug, und nirgends verbrachte er seine Ferien lieber als im Süden. Elba wurde zu seinem bevorzugten Quartier. Hier fand er, was ihm auch Casaccia oder Soglio in unserm Bergell lieb machte: «ungestörtes Einspinnen in seine eigene Welt». Die romanische Kultur hat sein Denken und Dichten befruchtet zu einer Zeit, da unser Gedankengut und unser Urteil in stärkstem Umfang, oft in unverständiger Einseitigkeit von Deutschland her beeinflußt wurden. Die ausschließliche Betonung unseres sprachlichen Ausdrucksmittels und die, angesichts unserer Viersprachigkeit geradezu groteske, Nachäfferei in der Bekämpfung der Fremdwörter arbeitete bei uns im Sinne einer Gleichmacherei und im Sinne der Zerstörung unserer Eigenart. Es war zur Selbstverständlichkeit geworden, daß der Intellektuelle unbedingt seine wissenschaftliche und geistige Ausbildung, wenn sie auf Gründlichkeit

Anspruch machen wolle, nur in Deutschland holen könne. Daß es mit der Gründlichkeit allein nicht getan ist, das wurde von vielen übersehen. Von Siegfried nicht. Und es war ihm geradezu eine Wohltat, in seinem Grenzbesetzungsroman, der während des Krieges geschrieben wurde, schonungslos diese einseitige Abhängigkeit bloßzustellen. «Wenn wir an Deutschland dachten», läßt er seinen Mutacher sagen, «so kam uns nur ein Luther, Kant, ein Lessing, Schiller oder Goethe in den Sinn.» Was Siegfried in seinem Roman mit aller Klarheit erfaßt und mit unheimlicher Schärfe ausgesprochen hat, das wird heute sozusagen dem hintersten Mann deutlich, nämlich, daß auch jetzt wieder im Volk der Dichter und Denker Fügsamkeit und Gewaltverherrlichung ausschlaggebend sind, und daß die großen Gedanken Schillers und seine Verkündigung edlen, freien Menschentums heute so gar nichts vermögen.

Im Roman läßt Siegfried Worte sprechen, die noch vor zwanzig Jahren wie eine Herausforderung, wie eine Beleidigung wirken konnten. Denn der Gegensatz von Freiheit und Unfreiheit wurde im Weltkrieg noch nicht allgemein mit der Deutlichkeit erkannt wie durch Siegfried. Gemeinschaft der freien, wenn auch sprachlich verschiedenen Völker lag ihm näher als Gemeinschaft aus der Sprache. «Solange dem Deutschen der Untertanensinn in den Knochen steckt», läßt er Mutacher sagen, «geht uns Deutschland gar nichts an, sind wir durch eine viel tiefere Kluft von ihm getrennt als von allen unsern andern Nachbarn.» Zwar läßt er diese strenge Rede unterbrechen durch den Hauptmann, der auf ein neues, auf ein besseres, auf ein freies Deutschland hofft, «auf den Tag, da deutsch und knechtisch nicht mehr eines und dasselbe ist».

Als solche Worte geschrieben wurden, sah niemand voraus, daß ein Dutzend Jahre später der totalitäre Staat mit dem individualistischen und liberalen Gedankengut, mit der Freiheit des Glaubens und Denkens aufräumen werde.

Macht man sich den schweizerischen Standpunkt zu

eigen, auf den sich Siegfried — nicht als einer der Lauen, sondern als einer der Entschiedenen — gestellt hat, dann wird man ihm nur dankbar sein dafür, daß er das, was ihm als Wahrheit aufging, ausgesprochen hat. Es spricht für seine selbständige Sicherheit, den Dingen ins Auge zu schauen, daß er die geistige Gefahr, in die wir ganz gemächlich hineingeraten waren, erkannte und sie beim Namen zu nennen wagte. Mit seinem Buche ist er ein Gesinnungs-genosse derer, die der Landesausstellung in Zürich das Gepräge gegeben haben: genau so schweizerisch wollte er, vorausseilend, für seine Person handeln.

Was heute in den Reden demokratischer Staatsmänner Grundthema geworden ist, das hat Siegfried vor über zwanzig Jahren in seinem Roman ausgesprochen: «Ohne die Freiheit nützt mir die schönste Ordnung nichts, denn ohne die Freiheit hat das Leben keinen Wert.»

Ich habe vorgegriffen und werde noch einmal auf den Roman zurückkommen. Aber ich wollte sichtbar machen, wie die romanische Welt auf Siegfried gewirkt hat. Nicht als ob er den Gehalt der deutschen Kultur, vornehmlich der klassischen und romantischen Dichtung, gering geschätzt hätte. Aber er verlegte den Schwerpunkt auf den menschlichen Gehalt. In ihm vollzog sich die übersprachliche Bindung mit den welschen und ennetbirgischen Eidgenossen.

* * *

Nachdem er in Bormio, einer Anregung Andreas Heusers folgend, die Edition italienischer Rechtsquellen besorgt hatte, kehrte er heim, und in kürzester Frist legte er alle die Stufen zurück, die vom Voruntersuchungsbeamten zur Staatsanwaltschaft führen. 1905 wurde er außerordentlicher Untersuchungsrichter, zwei Jahre später wählte ihn der Große Rat zum ordentlichen Untersuchungsrichter, 1911 wurde er zweiter, 1915 erster Staatsanwalt. Das alles, ohne daß er sich parteipolitisch betätigt hätte. Es war, als ob es in diesem Aufstieg keine Hindernisse gebe, wie sie sich doch auch dem Tüchtigen entgegenstellen. Türen öffneten sich, ohne daß er sich hinzugedrängt hätte. Mochten

die Verhältnisse besonders günstig sein: es lag doch vor allem in der persönlichen Art Siegfrieds und in seiner großzügigen Ausbildung, daß er das Vertrauen an sich zog. Man schätzte sein gesundes, klares Urteil, seine auf tiefem Mitgefühl gegründete Menschlichkeit. Er war tatsächlich mit reichen Gaben ausgestattet, ohne daß er viel Aufhebens davon gemacht hätte. Und bei allem Erfolg, der sich einstellte, und den er nach seinem wahren Werte auch schätzte, blieb er sich bewußt, daß nicht nur eigenes Verdienst und eigene Arbeit, sondern daß glückliche Voraussetzungen ihn in besonderm Maße begünstigten. Daß er das Vertrauen verdiente, das bewies er nicht nur durch seine Leistungen, sondern durch den freiwilligen Rücktritt, als ihm das Amt zur Last wurde, weil er, wie er selber schreibt, sich hauptsächlich mit den Kriegswuchern herumzuschlagen hatte, und weil dies Amt einseitig auf die Anklage eingestellt sei und unaufhörlich kleine Zänkereien mit Gericht und Verteidigern mit sich bringe. Dazu kam die Scheu vor Kritik und Verantwortung in der Öffentlichkeit. «Mein Gemütszustand litt so sehr darunter, daß die Entlassung, die mir auf mein Begehren im Herbst 1919 der Große Rat bewilligte, der einzig noch mögliche Ausweg aus einer in jeder Beziehung unhaltbar gewordenen Lage war. Ich habe vielleicht nie in meinem ganzen Leben ein solches Glücksgefühl empfunden wie damals, als ich mit einem Schlag zum freien Manne geworden war.»

Wenn ich einen Blick in die zahlreichen Briefe jener Zeit werfe, dann wird mir wieder die schwere Verdüsterung seines Gemütes gegenwärtig, die ihn damals zu vernichten drohte und die er endgültig durch den Rücktritt zu überwinden hoffte. Diese Hoffnung ist freilich nicht in Erfüllung gegangen. Es war ihm nicht viel mehr als ein Jahrzehnt gegönnt — und auch dies nicht ohne Störungen, — in dem er sich ganz und uneingeschränkt literarischen und historischen Arbeiten hingeben konnte.

Das scripta manent gilt nicht für den Dichter. Siegfried hat das, nicht ohne leise Bitternis, recht bald emp-

funden. Die Wirkung, die er mit seinem Erstling erreichte, verdankte er nicht zuletzt den Zeitverhältnissen. Der *Künstler* in ihm war nicht stark genug. Ein Glück, daß ihm als *Geschichtsschreiber* sich ein weites und dankbares Feld eröffnete. Aus dem Schriftsteller im Sinne der schönen Literatur wurde glücklicherweise der ausgesprochene Privatgelehrte: er vertrat einen im Aussterben begriffenen Typus.

Sieht man von seinen Zeitungsartikeln ab, dann darf man behaupten, daß alle seine Arbeiten von solidem, wenn auch nicht modernem Stoffe sind. Zwei dieser Arbeiten waren zeitgemäß im wahren Sinne des Wortes, und sie sind es, wenn auch mit Einschränkungen, bis auf den heutigen Tag geblieben. Es hat also gar nichts Ueberraschendes, daß in unsern Tagen der Wunsch geäußert worden ist, diese beiden Arbeiten möchten in neuer Auflage wieder zugänglich gemacht werden. Dieser Wunsch ist, soweit er den Aufsatz über die *«Schweiz im Weltkriege»* betrifft, erfüllt. Eine Neuauflage seines schweizerischen Romanes *«Wetterleuchten»* dagegen muß, von künstlerischen Gründen ganz abgesehen, schon darum außer Betracht fallen, weil die Gedankengänge über den Sozialismus den Verfasser später nicht mehr befriedigten.

Das ändert daran nichts, daß nicht nur die ausgezeichnete historisch-politische Uebersicht, sondern auch der Roman eine wirkliche Gegenwartsaufgabe erfüllte. Die geschichtliche Studie hat bis heute nichts eingebüßt, und in ihrer klaren, gedrängten Sachlichkeit ist sie als Zusammenfassung jener Ereignisse, soweit ich das zu beurteilen vermag, das Beste, was über den damaligen Weltlauf und über unser Vaterland summarisch geschrieben worden ist.

Auch sein Grenzbesetzungsroman vom Jahre 1918, *«Wetterleuchten»*, ist der Ausdruck kristallklarer schweizerischer Gesinnung. Darin liegt seine Bedeutung. Die Kapitel über unsere Mobilisation im August 1914 kann man nicht lesen, ohne unmittelbar und aufs tiefste ergriffen zu werden. Und wenn wir in den Streit um Recht oder Ge-

walt, um Freiheit oder Knechtung, um Tat oder Phrase, um Opfersinn oder Eigennutz, um Ehrlichkeit oder Make hineingezogen werden, dann vergessen wir bei der Lektüre, daß vom zurückliegenden Krieg die Rede ist — wir stehen mitten drin in der Diskussion, die uns *heute* erfaßt, in der Diskussion um Demokratie und Menschlichkeit.

Wenn uns im Roman mancher Zug als veraltet vorkommt, dann glaube ich dies daraus erklären zu dürfen, daß unser Volk in seinem politischen Denken reifer geworden ist. Die Spannungen der letzten Jahre haben unser Volk gezwungen, sich Rechenschaft zu geben. Wir sind jetzt wohl so weit, daß über einen Gewaltakt, wie er 1914 gegenüber Belgien begangen wurde, unter uns kein Meinungsstreit entstehen könnte. Siegfried läßt seinen Oberleutnant Mutacher sagen: «Auch für uns war der Erfolg alles: er rechtfertigte jedes Mittel, und ich betrachte es als etwas vom Beschämendsten für die deutsche Schweiz, daß sie den deutschen Einmarsch in Belgien anfangs so leidenschafts- und gedankenlos hingenommen hat . . .»

Wir lehnen auch ebenso entschieden wie dieser Mutacher eine Neutralität der Gesinnung ab. Wir denken noch genau so, wie Siegfried es aussprechen läßt: «Diese Verpflichtung unseres Landes verbietet uns nicht, weiß weiß, und schwarz schwarz zu nennen, sonst wäre das eine traurige Neutralität.» Sagen wir noch deutlicher: es wäre eine unfruchtbare Neutralität, in der unsere menschlichen und politischen Ideale verrebelt müßten.

Das Buch ist nicht nur ein Zeitbild, es ist ein Bekenntnisbuch. Was alles durch Kopf und Herz ging, das mußte sich Siegfried von der Seele schreiben. Er stand an der Grenze, führte als Hauptmann der Infanterie die 4. Kompanie des Aargauer Bataillons 57. Wie er seine Aufgabe auffaßte, das ist aus den Charakterzeichnungen und ist namentlich aus den Gesprächen seines Buches herauszulesen. Roman und Wirklichkeit berühren sich so nahe, daß nicht nur Gedanken, sondern sogar Redewendungen des Romans in seinen Briefen enthalten sind.

Auf dem Boden der Wirklichkeit ist Siegfrieds Roman gewachsen, über den Carl Albrecht Bernoulli, unter Zurücksetzung seiner eigenen Leistung, nach dem Erscheinen im Jahre 1918 geäußert hat: «Was uns Versuche aller Art und Wettbewerbe bis jetzt nicht zu geben vermochten, das haben wir jetzt: ein schönes und gutes schweizerisches Volks- und Soldatenbuch aus der Kriegszeit.»

Von der mühevollen Arbeit, die ihm das kleine literarische Monstrum bereitete, wußten nur die nächsten Freunde. Im Sommer 1916 kündigte er mir an, daß sein «Roman aus der schweizerischen Gegenwart» nun doch schon recht greifbare Formen annehme, sich gleichzeitig entschuldigend, daß er von seinen eigenen Sachen rede. «Aber Du weißt: Verliebte sind immer egoistisch, und der Schriftstellerwahnzustand, in dem ich mich jetzt befinde, hat mit dem der Verliebtheit eine verteilte Ähnlichkeit.»

Die Ausführung bereitete ihm nun aber außerordentliche Schwierigkeiten. Die Gedanken strömten wie ein überbordender Wildbach, das Manuskript wuchs bedrohlich an, — es erreichte mindestens den doppelten Umfang des endgültig redigierten Werkes, — Kapitel reihte sich an Kapitel, als ob in diesem einen Buche alle die Fragen, die ihn beschäftigten, durchgesprochen werden müßten, und bei alledem war das Ende nicht abzusehen, denn über den Ausgang war er sich selber nicht klar. Er berief sich gerne auf Gotthelf, den von ihm bevorzugten Dichter, der sich um Komposition nicht gekümmert und der Feder den freien Lauf gelassen habe, ohne sich um eine Abschlußlösung zu sorgen. An freien Nachmittagen oder an ausgedehnten Abenden las er meiner Frau und mir das Geschriebene; alles wurde durchgesprochen, der Briefwechsel ergänzte die Aussprache, immer wieder wünschte er, daß das «ökumenische Konzil» zusammentrete. «Da Du nun doch einmal das Joch über Dich genommen», schrieb er mir, «so mußt Du es jetzt bis zum Ende austragen.»

Das war nicht leicht. Denn um Fragen der Komposition hatte sich Siegfried nie gekümmert, und sein Stil war um-

ständig, oft unübersichtlich. «Ich bin wahrhaft gerührt», schrieb er mir unter anderm, «über die im schönsten Sinne des Wortes freundschaftliche Sorge, mit der Du mein schwaches Buch betreust. Aber eben, sie macht mir immer klarer, daß es schwach ist und meine Kräfte vielleicht auch, denen Du mit Deinen verdienstlichen und zum größten, ja zum größten Teil von mir als richtig erkannten Vorschlägen eine Riesenaufgabe auferlegst.» Das Wort Conrad Ferdinand Meyers geht mir durch den Sinn:

«Doch er, der mir zur Fahrt das Steuer lenkt,
richt' auch mein Segel»,

wenn ich die Briefstelle Siegfrieds lese: «Ich habe nun einmal, von innerm Zwang übermannt, die Hand an den Pflug gelegt und werde sie, wenn die Kraft bis zum Ende vorhält, nicht mehr zurückziehen. Ich hoffe (jetzt werde ich fromm, aber ich kann nichts dafür), daß der mich beginnen hieß, mich bis zum heißersehnten Schlusse stützen wird.»

Die endgültige Revision fiel ihm schwer, noch schwerer der Verzicht auf den theaterhaften Ausgang: «Während der Ueberarbeitung habe ich noch einmal nachgegeben, denn da ist es mir erst ganz aufgegangen, daß Du *doch* recht hast: Der Held richtet sich aus eigener Kraft wieder auf.»

Aber da waren noch die Kapitelüberschriften, schließlich der Titel, der ihn nicht befriedigte. Das «ökumenische Konzil» trat zusammen. In der Ueberlegung, daß unser Land vom Krieg bedroht, nicht aber von ihm war heimgesucht worden, und daß sich das Gewitter nicht über uns entladen hatte, im Hinblick auch auf die politischen und seelischen Spannungen wurde von meiner Frau der Titel vorgeschlagen, der das Plazet erhielt: «Wetterleuchten». Bevor Siegfried zum notwendigen Ausspann verreiste, schrieb er vergnügt: «Du hast dem Kind bei der Geburt zu geraden Gliedern verholfen, Deine Frau hat es aus der Taufe gehoben, da wäre es schön, wenn Du ihm auch den Paß auf die Reise ausstelltest.»

In Basel fand sich kein Verleger, der sich dieses zeitgemäßen, aber unmodernen, ungekünstelten, innerlich reichen Buches angenommen hätte. Es erschien bei Lütolf in St. Gallen. Erst der Erfolg, der nicht ausblieb, öffnete dem Verfasser mit dem zweiten Roman, dessen Anlage er mir im Juni 1919 entwickelte, den Zugang zu einem Basler Verlag. Aber dieses zweite dichterische Werk, «*Das brennende Herz*», besaß nicht Erlebnis- und Ueberzeugungskraft. Es fand keinen Widerhall.

* * *

Es ist nicht unsere Sache, das Für und Wider abzuwägen, mit dem sich Siegfried auseinandersetzte, als er das angesehene Amt eines ersten Staatsanwaltes preisgab und mit dem 1. Januar 1920 — das vierzigste Lebensjahr lag schon eine Strecke hinter ihm — einen neuen Lebensabschnitt begann, den er als *vita nuova* hätte überschreiben können. Die Freiheit, die er gewann, schien ihm den Kaufpreis bei weitem aufzuwiegen, denn zur materiellen Unabhängigkeit gesellte sich jetzt das Verfügungsrecht über Zeit und Pläne. Die Erfahrung, daß geistige Arbeit des freien Schriftstellers gering entlohnt wird, stellte sich bald ein; aber wenn er sich einen Knackwurstrentner nannte, dann war das nicht ernst zu nehmen. «Ja, Du hast recht», schrieb er mir in diesen ersten Jahren seiner Freiheit, «es geht mir gut, zu gut sogar . . . Einstweilen bleibt mir nichts anderes übrig, als meine Dankbarkeit gegen das gütige Schicksal dadurch zu beweisen, daß ich meine Zeit so anwende, daß hie und da etwas zustande kommt, das dem einen oder andern Mitmenschen zur Freude oder zum Nutzen gereicht.» Plan reihte sich an Plan: «Soviel ist jedenfalls sicher», schrieb er 1922, «daß ich auch zu den schlimmsten Zeiten meines Amtes niemals so beschäftigt gewesen bin wie jetzt seit meiner Menschwerdung vor drei Jahren, und zwar ununterbrochen.»

Er mußte sich zusammennehmen, denn er ging in die Breite. Er war in der Unterhaltung ein Erzähler, der an-

schaulich, mit treffsichern Wörtern und mit dem Genuß an Entwicklung und Steigerung Erlebtes und Erdachtes vorzubringen wußte. Nicht weniger liebte er es, behaglich, ernsthaft oder mit erquickendem Humor sich in ausführlichen Briefen zu ergehen, während die geschliffene, oft tödlich verletzende Basler Ironie ihm fremd war. «Das Schindluder- und Scherzhafte, das nun eben in Gottes Namen in meinem Wesen liegt, ist vermutlich ein gütiges Gegengewicht zu den Gemütsverdüsterungen», erklärte er einmal. Es war stets ein Genuß, seine Briefe zu lesen, dazu ein *ausgiebiger* Genuß, denn wenn er einmal die Feder angesetzt hatte, dann waren ums Umsehen ein Dutzend Seiten beschrieben. Er müsse sich diesmal kurz fassen, schrieb er einmal — und endigte auf der 32. Seite seines kleinen, aber enge beschriebenen Briefformates.

Im Freundeskreis hatten wir ihn längst ermuntert, an seine alten geschichtlichen Interessen anzuknüpfen. Es war auch nicht schwer, Gelegenheiten und Anregungen zu schaffen.

Auf das Jahresende 1921 verfaßte er «*Basels Straßennamen*». «Sie haben sich zur unerträglichen Seeschlange ausgewachsen und machen mich zu allem andern Schaffen unfähig», klagte er. Er verpflichtete sich, eine Geschichte von Zofingen zu schreiben, er wollte ein Register zu Wackernagels Basler Geschichte herstellen.

Aus Heimatgefühl und Freude an der Natur ist die Basler Schülergabe des Jahres 1926 hervorgegangen: «*Basels Landschaftsbild*». Es war ein prächtiger Gedanke, einmal zu reden von der Landschaft, «die in die Stadt Basel hereinblickt». Er selber haßte geradezu die «städtische Stein-, Staub- und Lärmwüste», er empfand die Verarmung des Gemütes, und er fand das rechte Wort, zu den Jungen — aber auch zu den Alten — zu reden. So gering an Umfang die Schrift ist, sie verdient einen Ehrenplatz in unserer heimatlichen Literatur. Sie weist aber auch den Weg, aus welchem Stoff eine Gabe für die Jugend beschaffen sein soll.

Es war naheliegend, ihn zur Mitarbeit am Neujaahrsblatt heranzuziehen. Er steckte sich auch sofort ein sehr hohes, zu hohes Ziel. Er wollte die *Geschichte Basels* von 1848—1875 schildern. Im Dezember 1922 teilte er mir mit, er sei fest entschlossen, «wohl wissend, daß ich mindestens ein tüchtiges Arbeitsjahr daran werde wenden müssen. Aber der Preis scheint mir des Einsatzes wert». Er bat mich, in der Sitzung der Neujaahrsblattkommission «ganz offiziell» seine Anfrage vorzubringen. «Es würde mich sehr betrüben, wenn ich diese schöne Hoffnung begraben müßte.»

An seinem Entschluß änderte die Tatsache nichts, daß, zu seiner großen Genugtuung, das «Wetterleuchten» ausverkauft war, wie ihm der Verleger damals mitteilte. Diesem Erfolg konnte er bereits einen andern an die Seite setzen: die günstige Aufnahme, die ihm sein Vortrag über «*Basels Entfestigung*» eingetragen hatte.

Mit wahren Heißhunger machte er sich an die Basler Geschichte. Er wurde sich aber auch der Verantwortung bewußt: «Es kommt mir oft vor, als halte ich in der Tat den ‚Maßstab alles Rechtes‘ in den Händen und als müßten sich all jene Schangi meiner Zeitperiode vor mir verantworten, worauf dann entschieden wird, welche Note sie erhalten. Bis jetzt erhält der Radikalinski Wilhelm Klein weitaus die beste, vorläufig scheint es mir, es sei der einzige Kopf jener Zeit gewesen, der wirklich das Zeug zum Staatsmann hatte, mit welchem Titel in Basel lächerlich freigebig umgesprungen wird . . .» Er habe Mut, weil ich ihm «ein günstiges Urteil» über seine Mitarbeit an der *Geschichte von Riehen* abgegeben habe. «Du weißt, in dem Punkte bist Du für mich maßgebend. Ich sage ausdrücklich: in dem, um allfällige Unfehlbarkeitsgelüste im Keim zu ersticken.» Diese Warnung war überflüssig.

Das Jahr brachte den Abschluß des ersten der zwei von ihm geplanten Neujaahrsblätter mit dem — leider von vielen Lesern mißverstandenen — Titel: «*Basel im neuen Bund. I.*» Es behandelte in der Hauptsache den Anschluß

Basels an die Eisenbahnen und das Basler Gesundheitswerk, also einen recht kleinen Ausschnitt aus dem beabsichtigten Programm. Er legte mir denn auch nahe, in der Kommission (die sich nicht auf eine Serie hatte verpflichten wollen) durchblicken zu lassen, «mit zwei Neujaarsblättern werde es keinenfalls sein Bewenden haben können, sondern es werde mindestens die doppelte Zahl zu erwarten sein». Sein Wunsch kam mir gar nicht ungelogen. Wir konnten eigentlich nur dafür dankbar sein, wenn ein Autor von den Qualitäten Siegfrieds die neuste Geschichte Basels schrieb, die uns immer noch fehlt. Seinen Optimismus, daß er in absehbarer Zeit seinen Plan ausführen werde, konnte höchstens derjenige teilen, dem die Schwierigkeiten (z. B. Mangel an Vorarbeiten) unbekannt waren. Leider mußte schon nach dem zweiten Heft eine Pause eingeschaltet werden, und das dritte Heft blieb ohne Fortsetzung. Auch fünf Neujaarsblätter hätten nicht genügt. Zwei Nummern waren allein notwendig, um die badischen Aufstände (1848/49) und ihre Auswirkungen auf Basel zu erzählen. Es sind ausführliche, grundlegende Darstellungen, — und doch will es uns leid tun, daß diese Ereignisse der 48er Revolution die Arbeitskraft auf Kosten der eigentlichen Basler Geschichte in Anspruch genommen haben. Dem Verfasser selber wurde es ungemütlich. Zum Jahresschluß 1927 schrieb er mir: «Ich muß nun einmal mit 1848/49 reinen Tisch machen, denn damit kann ich den Rest meines Lebens nicht auch noch versüßeln.»

Die *drei Neujaarsblätter* sind Siegfrieds stärkste historische Leistung.

Andere, zum Teil zurückgestellte Aufgaben drängten sich vor. Manches wurde auch neben der Hauptarbeit vollendet. Geradezu vorbildlich durch den sachlich ruhigen Ton und durch die sichere Gedankenführung ist seine kleine Schrift über die *Wiedervereinigung beider Basel* (im 1. Heft der Politischen Rundschau 1928). Man spürt da etwas von dem Geiste seines Romans, besonders im Ausklang: «Bei der Wiedervereinigung handelt es sich

in unsern oft so bedrückend kleinlichen schweizerischen Verhältnissen wirklich einmal um etwas Großes.» Mehr im Sinne gewissenhafter Berichterstattung ist die *Festschrift der Gemeinnützigen Gesellschaft* abgefaßt. Unbehagen bereitete ihm die Verpflichtung, den Text zum «*Basler Bürgerhaus*» niederzuschreiben. Er empfand den Mangel an den nötigen Fachkenntnissen, mußte aber für den ersten Teil, unter der Leitung von Dr. Karl Stehlin, sein Versprechen einlösen. «Wegen des Bürgerhauses», schrieb er mir, «gebe ich es Dir übrigens hiemit gerne schriftlich, daß *diese* Suppe mir nun einmal wirklich nicht von Dir eingebrockt worden ist.»

Weniger rein war mein Gewissen in einer andern Angelegenheit, die ich allerdings zuerst mit seinem Vater besprochen hatte. Im Verlag C. F. Müller in Karlsruhe hatte ich eine Gesamtausgabe der Werke Gottfried Kellers besorgt und diejenige der Werke C. F. Meyers an die Hand genommen. Der Verlag wünschte von mir auch eine *Ausgabe Gotthelfs*. Da ergriff ich die Gelegenheit, den Freund Siegfried als Herausgeber vorzuschlagen. Sein Vater besaß, mit einer einzigen Ausnahme, Gotthelfs Schriften in Erstdrucken. Und es wurde beschlossen, die Texte in dieser ersten Fassung wiederzugeben. Der Vertrag wurde zur großen Freude abgeschlossen. Die Ausführung bereitete zwar Schwierigkeiten. Als dann aber die stattliche Reihe von neun Bänden mit Biographie und Einleitung auf den Tisch gelegt wurde, war die Freude eine ungetrübte. «Der Jeremiasli ist gottlob nun fertig und alle Differenzen . . . in Minne beglichen», schrieb er mir, nachdem ich zwischen Autor und Verlag vermittelt hatte, im Sommer 1928 von Soglio aus, herzlich vergnügt über die Vollendung der Ausgabe. — «Er ist doch einer der Allergrößten!» hatte er mir begeistert vor fast 40 Jahren über Gotthelf geschrieben. Diesem Großen galt seine letzte Arbeit, die er zu Ende führen durfte.

Von den Depressionen, die sich ums Jahr 1930 einstellten, erholte er sich nur vorübergehend. In solcher Gemüts-

verdüsterung könne keiner dem andern helfen, hatte er mir Jahre vorher geschrieben, und er hatte an die Geschichte Jakobs und seines Ringens am Jordan erinnert: «Und diese Szene beginnt mit den Worten: Und Jakob *war allein.*» Diese Fügung könne von keinem durchbrochen werden. «Aber ich habe mit der Zeit erkennen dürfen, daß auf diesen Kämpfen für den, der nicht darin untergeht, ein Segen ruht, und daß man, wenn wieder einmal die Sache vorüber, mit Jakob sprechen darf: ‚Meine Seele ist genesen.‘» Der im höhern Sinn schaffende und begabte Mensch müsse dem Grundgesetz dieses Wechsels von Aufstieg und Absturz unterworfen sein.

Von der letzten langen Depression genas seine Seele nicht wieder.
